

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **33 (1955-1956)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Westberliner Hochschulen

Westberlin ist in den letzten zehn Jahren zu einem Begriff geworden. Man spricht vom Vorposten des Westens und von der Insel der Freiheit. In dieser «halben Stadt» leben über 12 000 Studenten. Von ihnen, ihren Hochschulen und ihren Problemen soll diese Nummer berichten.

Die Beiträge zu diesem Heft sind an Ort und Stelle geschrieben worden; sie stammen durchwegs aus der Feder von Westberliner Kommilitonen. Ihnen und der Redaktion der Studentenzeitschrift «colloquium», die uns die Artikel vermittelt und die gesamte Gestaltung des Heftes übernommen hat, danken wir für die kameradschaftliche Bereitwilligkeit, mit der sie auf unser Anliegen eingegangen sind.

Wir hoffen, dieses Heft möge in bescheidenem Rahmen mithelfen, einen ersten Kontakt zwischen Berliner und Zürcher Kommilitonen zu schaffen.

Redaktion «Zürcher Student»

Berlin — ein intellektuelles Erlebnis

Prof. Dr. Walther Hofer, der Verfasser dieses einleitenden Beitrags, ist im letzten Jahr zum ordentlichen Professor für Geschichte an der Freien Universität Berlin und an der Deutschen Hochschule für Politik ernannt worden. Professor Hofer ist mit den zürcherischen Hochschulen eng verbunden; er hat sich an unserer Universität den Doktorhut geholt und während zwei Jahren am Historischen Seminar als Assistent gewirkt. Wir freuen uns, ihn an dieser Stelle nachträglich zur ehrenvollen Berufung auf die beiden Berliner Lehrstühle beglückwünschen zu können.

Red. «Zürcher Student».

Mit grosser Freude habe ich von der Idee gehört, eine ganze Nummer des «Zürcher Student» den *Westberliner Hochschulen* zu widmen. Niemand kann darüber grössere Genugtuung empfinden als derjenige, der als Schweizer seit über fünf Jahren in Berlin lehrt. Ich darf wohl annehmen, dass dieser Idee einer Berliner Sondernummer nicht nur die Absicht zugrunde liegt, zu informieren, sondern auch zu werben. Ich möchte meine einleitenden Worte ganz offen in den Dienst einer solchen *Werbung* stellen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Ich war eigentlich immer etwas erstaunt und enttäuscht zugleich, dass so wenig Schweizer Studenten den Weg für ein Semester nach Berlin finden. Gegenwärtig sind an der Freien Universität mehr Schweizer Professoren tätig als Schweizer Studenten. An mangelnder Wanderslust der jungen Schweizer Akademiker kann dies wohl nicht liegen. Ich habe durchaus Verständnis dafür, dass man lieber nach Paris, Rom oder England geht, statt hinter den Eisernen Vorhang, auch wenn Berlin eine freie Insel ist. Dabei verkennt man aber vielleicht doch, dass ein Semester in Berlin Dinge bieten kann, die sonst nirgends zu erleben sind.

Da ist einmal die *Freie Universität*, Hochschule eines neuen Typus, wie sie in Deutschland sonst nicht anzutreffen ist. Sicher wird davon in verschiedenen Beiträgen ausführlich die Rede sein. Ich möchte hier nur auf einen Punkt hinweisen, nämlich auf die Möglichkeit eines *Studiums in politischen und Sozialwissenschaften*, wie dies in solcher Breite anderswo kaum geboten wird. Die Freie Universität arbeitet aufs engste mit der *Deutschen Hochschule für Politik* zusammen. Politische Wissenschaft — wohl zu unterscheiden von politisierter Wissenschaft — wird in Berlin nicht nur in der Form akademischer Theorien gelehrt, sondern sie ist

gesättigt mit dem Erfahrungsgehalt eines Lebens in ständiger Bedrohung durch totalitären Zugriff. Die Vergangenheit des nationalsozialistischen Totalitarismus und die Gegenwart des bolschewistischen Totalitarismus sind in Berlin zugleich lebendig. Vielleicht nirgends in der sogenannten demokratischen Welt wird die Beschäftigung mit den Problemen von Demokratie und Diktatur, Freiheit und Terror, westlicher und östlicher Lebensform zu einer derart *existentiellen Wissenschaft* wie gerade in Berlin. Dieses intellektuelle Erlebnis würde ich eigentlich recht vielen jungen Schweizern gönnen. Es wäre bestimmt ein nützliches Gegengewicht, das das bürgerliche Sicherheitsgefühl in richtige Proportionen rücken könnte.

Von Berlin selbst, der freien Polis 200 km hinter dem Eisernen Vorhang, gilt das Gesagte in noch höherem Masse. Es ist für jeden politisch bewussten Menschen ein unvergleichliches Erlebnis, westliche und östliche Welt in den Mauern einer Stadt in ständiger geistiger und politischer Auseinandersetzung zu betrachten. Dazu kommt der Kontakt mit Studenten, die aus der sowjetisch besetzten Zone geflüchtet sind und deren Zahl an der Freien Universität fast ein Drittel ausmacht. Nach meiner Ansicht kann die westliche Welt, die Schweiz nicht ausgenommen, gar nicht genug Akademiker haben, die die Ideologie des Bolschewismus und die Realität des Sowjetsystems aus eigener Anschauung kennen. Ja, im Zeitalter einer möglichen Koexistenz scheint mir dieses Erfordernis noch wichtiger. Stärken und Schwächen einer Staatsform und Lebensauffassung erweisen sich erst in der geistigen Auseinandersetzung und in der politischen Bewährungsprobe. In diesem Sinne ist ein Studienaufenthalt in Berlin ein Gewinn, den keine andere Universitätsstadt so leicht bieten kann.

Walther Hofer

Zürich *Institut* **Minerva**

Repetitionskurse: Vordiplome ETH und Propädeutikum
für Mediziner. Beginn: anfangs Februar und anfangs August.

Maturität ETH Handelsschule Arztgehilfenschule

Berlin ist ein Semester wert

Nehmen wir an, Sie haben gutes Flugwetter — klaren Himmel, klare Sicht. Nehmen wir an, Sie haben einen guten Flug — schmackhaften Lunch, einen angenehmen Nachbarn, unterhaltende Lektüre, ein kleines Nickerchen . . .

«Sehen Sie», sagt Ihr Nachbar, «jetzt sind wir gleich da.» Sie werden wach, das Flugzeug ist eben ein paar hundert Meter tiefer geglitten, es setzt zur Kurve an, eine Tragfläche abwärts, die andere aufwärts geneigt. Sie kriegen ein Stück Land zu sehen: Wald, Wald und ein bisschen Wasser, und fern noch, graurote, dunstglänzende Ebene: *Berlin*.

Die nächste Kurve bringt Häuser unter den Blick, Türme, Fabrikschornsteine, die Tragfläche vor dem Fenster hebt sich und schwindet, gibt wechselnd Ausblicke frei. «Da», sagt Ihr Nachbar, «der Funkturm, Kurfürstendamm, Gedächtniskirche — da wohne ich — und da Treptow, das sowjetrussische Soldatendenkmal, da wohnt meine Schwester.» Sie können nicht folgen, fassen einzelne Punkte flüchtig ins Auge, sagen «Aha» und fragen noch, während Ihr Auge ein Stück die schnelle elektrische Schienenbahn verfolgt, deren Stränge auf hochgelegenen Dämmen sichtbar sind: «Und wo ist hier die Grenze?»

Aber da hat die Stadt Sie schon aufgenommen, und die Antwort des Nachbarn «überall» — mit der Handbewegung gegen die rückwärts liegenden Wälder und über das weitgedehnte Häusermeer — geht unter in den Vorbereitungen zur Landung. Die Maschine rollt auf der Landebahn aus. Sie sind da. «Willkommen in Berlin.»

Die geteilte Stadt

Der das sagt, ein Freund, ein Kommilitone, ist hergekommen, den Gast zu empfangen, ihm bei den ersten selbständigen Sprüngen über das Berliner Pflaster zu helfen. In der Wartehalle, in der der gewohnte lebhafteste Betrieb grosser Flughäfen herrscht, fällt eine Menschengruppe auf, ärmlich gekleidet, mit bescheidenem Gepäck und mit Kindern: Flüchtlinge, die auf den Abtransport in die Bundesrepublik warten. Vor den Toren stehen Taxis. Sie aber steigen Treppen hinunter, zur Untergrundbahn. «Man sieht Berlin auch unter der Erde», sagt Ihr Begleiter. Draussen ruft ein Bahnbeamter: «Kochstrasse, letzte Station im amerikanischen Sektor.» Die Bahn ist voll, die Menschen, schweigsam und zerarbeitet, zeigen keine Bewegung. «Stadtmitte», ruft der Aufseher auf der nächsten Station, «Stadtmitte, Sie befinden sich im demokratischen Sektor von Berlin.» «Von hier», sagt Ihr Freund, «ist's gar nicht weit zur alten Universität.»

«Bitteschön, was heisst das», sagen Sie, «alte Universität, demokratischer Sektor, amerikanischer Sektor. Und wo sind wir denn überhaupt?»

«Momentan im sowjetischen Sektor, der sich selbst «demokratisch» nennt, im alten, eigentlichen Berlin.»

«Na, und die Grenze? Wir fahren hier so einfach durch?»

«In der Stadt selbst», sagt der Berliner, «gibt's keine eigentliche Grenze. Jedenfalls, wenn man davon absehen will, dass die meisten Strassen zwischen dem östlichen und westlichen Teil von Berlin auf der östlichen Seite durch Sperren blockiert sind, ist der Verkehr nirgends durch Schlagbäume gehindert. Die beiden grossen elektrischen Bahnlinien, das U-Bahn- und das S-Bahn-Netz, gehen nach wie vor quer durch die Stadt. Die Schlagbäume und die Forderungen nach Passierscheinen und Ausweisen beginnen erst am Rande der Sektorengrenzen zur sowjetisch besetzten Zone hin.» Aber die beiden Bahnlinien quer durch die Stadt sind auch die einzige funktionierende Verbindung zwischen beiden Teilen, und die Scheidewand zwischen hüben und drüben könnte nicht höher sein, wenn es Schlagbäume gäbe.

«Das aber soll zur Einführung genügen. Uebrigens sind wir schon wieder in Westberlin und gleich da.»

«Da» ist in diesem Fall die Gegend am Zoo, des heutigen Zentrums der halben Stadt Westberlin. Hier war schon immer eine von Berlins repräsentativsten Gegenden mit Banken, Geschäftshäusern, Hotels und Cafés, Uraufführungskinos und Luxusgeschäften am Kurfürstendamm, mit Kammerpieltheatern und dem ausgedehnten Komplex eines ganzen Hochschulviertels. Das alles ist lebendig wie eh und je, und nur die gewaltige Ruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, nur der ungepflegte Bahnhof Zoo selbst, der früher zu den Haupt-Fernbahnhöfen der Stadt gehörte und der jetzt pro Tag nur fünf Züge in fünf verschiedenen Richtungen des westdeutschen Bundesgebietes entlässt, nur die in der Bahnunterführung herumlungernenden kleinen Spekulanten, die mit halblaut gemurmeltem «Ost-West», «Ost-West» den konzessionierten Geldwechsellern Konkurrenz machen, und die Reihe provisorischer Ladenbauten erinnern daran, dass sich seit früher vieles geändert hat.

Das Charlottenburger Hochschulquartier

Tausende von Studenten gehen täglich unter dieser Bahnunterführung hindurch die Hardenbergstrasse entlang ins Kolleg. Zuerst zweigen die Musiker ab; bescheiden seitwärts in eine Nebenstrasse gerückt liegt ihre *Hochschule für Musik*, dafür aber bietet ihr grosser neuer Konzertsaal

herausfordernd durch die helle Front seiner Glaswände Einblick in sein Inneres mit abstraktem Riesenwandbild und abstrakter Plastik. Wer sich da beunruhigt fühlt, darf seinen gestörten Kunstsinn am Anblick der daneben gelegenen *Hochschule für Bildende Künste* wieder genesen lassen; gingen nicht so viele schlaksig-saloppe junge Männer und so viele niedliche Mädchen mit eng behosten Beinen und einer Pferdeschwanz- oder gar keiner Frisur durch das Portal, man hielte den Bau trotz der Inschrift, die ihn der Jugend und den Künsten widmet, für das Gebäude einer Justizverwaltung. Unmittelbar daran schliesst sich der ausgedehnte Komplex der *Technischen Universität*, Gärten und Institute. Das «*Studentenhaus*» dazwischen ist Treffpunkt für alle. Hier gibt's eine grosse Mensa und Räume für Festlichkeiten und Tagungen, hier ist der Bazar mit der billigen Einkaufsquelle, der kleine Laden, in dem man im Stehen Milch und Brötchen verzehrt.

Die Studenten, die an diesen drei Hochschulen studieren, haben einen grossen Vorteil: sie sind mitten in der Stadt angesiedelt, können an allem, was die Stadt hier bietet, teilhaben — vorausgesetzt, dass sie Geld haben. Das Geld aber ist bei den meisten von ihnen sehr knapp bemessen, und so wohnen sie denn auch zumeist nicht hier, sondern über die ganze Stadt verteilt, gleich wie die Studenten des zweiten grossen Hochschulzentrums im Vorort Dahlem, der Freien Universität.

Die Freie Universität

Die *Freie Universität* fängt schon an, bevor man sie erreicht. In *Dahlem* ist sie überall. Hier ein Institut, zwanzig Minuten weiter wieder ein Institut, und eine halbe Stunde weiter das nächste Institut; sie hat Leben in die verwunschenen Villen und die stillen Gartenstrassen gebracht und im vorigen Jahr mit einem grossen Neubaukomplex sich selbst eine Heimstätte, der Stadt ein zweites Hochschulzentrum geschaffen. Ein «geistiges Zentrum», sagt man wohl auch, und das hat, nimmt man die schon seit Beginn des Jahrhunderts hier draussen gegründeten wissenschaftlichen Institute und Laboratorien der Max-Planck-Gesellschaft (früher Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft) hinzu, die in enger Nachbarschaft zu den Universitätsgebäuden liegen, und den grossen Gebäudekomplex des *Museums* mit Völkerkunde-Abteilung und Bildergalerie, so hat das auch seine Berechtigung. Der Kontakt mit dem weit entfernten Hochschulzentrum in der Stadt wird durch Aecker hergestellt. «Technische Universität» liest man da irgendwo am Gartenzaun, «Institut für Obstbau». Zwischen den Ställen der Veterinärmedizinischen Fakultät der Techni-

schen Universität liegen als Stützpunkte etwa das Kunsthistorische und das Musikwissenschaftliche Institut, ein wenig seitab noch das populärste Institut der Freien Universität, das Meteorologische, das über Zeitungen, Rundfunk und Telephon alltäglich für Berlin das Wetter «macht».

West und Ost

Hier ist die Rundreise nun erst einmal beendet. Wir können freilich noch weiter fahren: zur *Pädagogischen Hochschule* im südlichen *Vorort Lankwitz*, zu den ausgezeichneten *Ingenieurschulen* in der Mitte und im Norden der Stadt, zu den *Fachschulen* für Graphik und Buchgewerbe und für Optik und Phototechnik. Oder wollen wir die Funkhäuser besuchen? — das des Senders Freies Berlin im Haus der Zahnärztegesellschaft, das des RIAS, des amerikanischen Senders in Westberlin — oder das schöne, grosse, alte Berliner Funkhaus in der Masurenallee, das mit blinden und zerschlagenen Fenstern, mit niedergelassenem Gitter und mit Stacheldraht auf den Hofmauern daran erinnert, dass die grossen Schauen, Ausstellungen und Kongresse auf dem gegenüberliegenden Messegelände am Funkturm trügen: in Berlin ist noch längst nicht alles beim Alten. Die Vereinbarungen der vier alliierten Mächte, die das Funkhaus in die Obhut der russischen Besatzungsmacht gaben, sind noch immer in Kraft — theoretisch steht die Stadt noch immer unter *Viermächteverwaltung*. Oder sollen wir in die *Flüchtlingslager* fahren, in denen Tausende von Menschen die Zeit bis zum Abflug nach Westdeutschland zubringen? Wollen wir die *Grenze* zwischen beiden Stadtteilen abschreiten? Vom *Potsdamer Platz*, an dem drei Sektoren und zwei Welten zusammenstossen: hüben zwischen den Ruinen die schnell aufgeschlagenen Buden mit Lebensmitteln, Textilien, Schuhen, drüben die Aufklärungslokale der kommunistischen Nationalen Front, dazwischen die ambulanten Geldwechsler, die ihr «Ost-West, Ost-West» in sicherer Entfernung von den Polizisten beider Seiten murmeln — von diesem Platz mit seiner mächtigen Fernbahnhofruine und den Trümmern des Weltstadthotels «Fürstenhof» über eine schlechte, schottrige Strasse zum *Brandenburger Tor*, von dem aus, jetzt fast menschenleer, Berlins einstige Via Triumphalis, die Strasse *Unter den Linden*, zur alten Universität führt, zur Staatsbibliothek, zum Dom, zum «*Marx-Engels-Platz*», auf dem Tribünen für Massendemonstrationen jetzt die Stelle einnehmen, an der vor seiner mutwilligen Sprengung das Berliner Schloss stand, und zum Lustgarten, der die Paraden des Kaiserreiches, die Aufmärsche der braunen Diktaturen wie die der roten gesehen hat? Wollen wir weiter zum Luxemburgplatz gehen, in den die neue Prachtsstrasse des kommunistischen Systems mit ihren

bombastischen, eklektizistischen Häuserblöcken, die «Stalin-Allee» einmündet, die Strasse, in der auch der *Volksaufstand* gegen das System am 16. Juni 1953 spontan seinen Ausgang nahm? Wollen wir die volkreichen Viertel im Nordosten besuchen, die Industrieanlagen im Nordwesten? Wollen wir Berlin sehen, wie es arbeitet oder wie es an den Sonntagen auf den Seen und in den Wäldern des westlichen Teils der Stadt, auf zu engem Raum, ein bisschen Sonne sucht?

Sehen? — ach nein, Sie sollten sich nicht begnügen, es nur zu sehen, Sie sollten es erleben. Berlin gibt wenig her für eine Sightseeing Tour — aber viel in einem ganzen Semester.

Eleonore Ditzen

Eine Universität wird gegründet

Wenn Sie mich fragen, was es eigentlich mit dieser *Freien Universität* auf sich hat, worin sich Deutschlands vielberufene jüngste Universität denn nun von ihren Schwestern unterscheidet, so bringen Sie mich in die gleiche Verlegenheit, die jemand empfindet, wenn er den Inhalt eines dickleibigen Romanbandes mit wenigen Worten wiedergeben soll. Die Antwort nämlich kann nur Farbe, Dichte und Richtigkeit haben, wenn sie zurückgreift bis zur politischen und geistigen Situation Berlins im Jahre 1948.

Universität im Gartenhaus

Es ist ein merkwürdiges Erlebnis, als Achtzehnjähriger in eine Viermillionenstadt zu kommen, in der Besatzungssoldaten in vier verschiedenen Uniformen das Leben der Bewohner zwischen zerbombten und zerschossenen Häusern regulieren, und dort festzustellen: die Universität, an der ich mich einschreiben lassen will, besteht einstweilen aus einem hübschen kleinen Gartenhaus, und wann Vorlesungen gehalten werden, ist noch ungewiss. Das aber war die Situation, in der ich die *Freie Universität* im Sommer 1948 antraf. Ich schrieb meinen Namen auf einen Zettel, der in dem Gartenhaus auslag, und hatte damit meine Bewerbung um die Zulassung an der noch nicht vorhandenen philosophischen Fakultät aktenkundig gemacht. Dennoch waren wir damals froh, auf eine so phantastisch anmutende Improvisation Hoffnungen setzen zu können. An den ehrwürdigen Universitäten, die im Gebiete der *sowjetischen Besatzungsmacht* liegen, stieg nämlich der politische Druck auf die Studentenschaft zwischen 1946 und 1948 immer mehr an. In Halle, Leipzig, Rostock und Greifswald — überall bemühten sich die Sowjets, akade-

mische Freiheit durch das «allein seligmachende» Reglement zu ersetzen, dem die Wissenschaft in Russland unterliegt.

Wer nicht willens war, sich ihren Forderungen zu beugen, wurde entweder überhaupt nicht zum Studium zugelassen oder relegiert. Besonders Unbequeme verschwanden hinter den Mauern eines Zuchthauses.

Im Frühjahr 1948 glaubten die Machthaber in der Sowjetzone, nun auch entscheidend Hand an die seit 135 Jahren bestehende *Friedrich-Wilhelm-Universität* in *Berlin* legen zu können. Die vormalige Hauptstadt-Universität, deren Züge Wilhelm v. Humboldt richtungweisend für die Struktur der deutschen Hochschulen geprägt hatte und an der stets namhafte Wissenschaftler lehrten — so der Historiker Mommsen, die Philosophen Fichte und Dilthey, die Naturwissenschaftler Helmholtz, Correns, Planck und Hahn oder der Jurist Savigny — liegt zwar im jetzigen sowjetischen Sektor der Stadt, doch widerstanden hier die Studenten dem bolschewistischen Zwang noch weit härter als anderswo im kommunistisch beherrschten Gebiet.

Studentischer Protest

Die Berliner Studenten des Jahres 1948 gehörten zum grossen Teil der, wie man in Deutschland sagt, *Kriegsgeneration* an. Zu ihnen zählten ehemalige KZ-Häftlinge ebensogut wie jene, die in abgeschabter Militärkleidung, an der notdürftig die Schulterstücke entfernt und die Messingknöpfe durch zivileres Horn ersetzt waren, mit dem Wiederaufbau ihrer Universität begonnen hatten. Das Erstaunliche an ihnen war, dass sie, die ein Recht besaßen, sich auf das Studium zu konzentrieren, um die verlorenen Jahre aufzuholen, sich nicht gewillt zeigten, für dieses Recht den Preis einer neuerlichen politischen Bevormundung auf sich zu nehmen.

Als am 16. April 1948 den Studenten *Otto Hess*, *Otto Stolz* und *Joachim Schwarz* in einem Schreiben des Rektors die Relegation mitgeteilt wurde, weil sie in der Studentenzeitung «Colloquium» frei ihre Meinung zu äussern gewagt hatten, kam die Lawine ins Rollen, deren Ergebnis die heutige Freie Universität ist.

War es das Ziel der Massnahme gewesen, die Studentenschaften dem Willen der Sowjets und ihrer deutschen Adepten gefügiger zu machen, so erreichten sie faktisch das Gegenteil. Es kam zu einer stürmischen *Protestkundgebung* der Berliner Studenten im Hotel «Esplanade», das im britischen Sektor, aber unmittelbar an der Sektorengrenze liegt. Unter unmissverständlichem Beifall forderte der relegierte Student Otto Stolz die Gründung einer freien Universität in den Westsektoren.

Kendall Foss, ein amerikanischer Journalist, fühlte sich von der so eindeutigen Demonstration, die zugleich ein Notruf war, derart beeindruckt, dass er am nächsten Tag General Clay, den amerikanischen Stadtkommandanten, anrief und die Unterstützung des im «Esplanade» geforderten Projektes von ihm verlangte.

Universität aus dem Nichts

So kam es zur Gründung einer Universität aus dem Nichts. Ein Ausschuss, in dem neben dem populären, inzwischen verstorbenen damaligen *Oberbürgermeister Professor Ernst Reuter* Wissenschaftler, Politiker und Studenten zusammensassen, leistete die wichtige Vorarbeit. Zahllose Schwierigkeiten standen entgegen: in die Gründungsmonate hinein platzte zunächst eine *Währungsreform* mit empfindlicher Abwertung des Geldes, die zu dem absurden Zustand führte, dass eine Zeitlang zwei Währungen in Westberlin Gültigkeit hatten. Mit einer Manipulation in letzter Minute gelang es, das für den Anfang dringend benötigte Geld vor der Abwertung zu retten. Fast zu gleicher Zeit begann die *Blockade* der drei Westsektoren durch die Sowjets. Hinzu kam, dass eine Reihe von Professoren und Politikern sich dem revolutionären Unternehmen einer Universitätsgründung unter den obwaltenden Bedingungen nicht nur versagte, sondern nachdrücklich Einwände dagegen erhob. Die Scheltenden beriefen sich darauf, eine notdürftig zusammengezimmerte Alma mater werde der Wissenschaft schaden; sie verkannten mit erschütternder Ignoranz, dass der Notbehelf sich doch gerade gegen die Unterwerfung der freien Wissenschaft auflehnte. Hier schlug der Nestor der deutschen Geschichtswissenschaft, *Professor Friedrich Meinecke*, eine entscheidende Bresche, indem er als erster Rektor dieser Universität ihr mit seinem Namen das Ansehen und die Beachtung erwarb, deren es bedurfte, damit die mutige Tat nicht von weniger Mutigen lächerlich gemacht werden konnte. Nachdem am 4. November die Satzung der Freien Universität Rechtskraft erlangt hatte, begannen im Dezember 1948 die Vorlesungen.

Vom Notbehelf zur anerkannten Institution

Das alles spielte sich freilich weit diffiziler ab, als ich es in einem Ueberblick darzustellen vermag. Aber man versteht die Idee der Freien Universität nicht, sofern ihr *Ursprung* im Dunkeln bleibt. Und wenn ich noch einmal an die bauliche Keimzelle erinnere, das Gartenhaus, in dem noch heute der Rektor residiert, oder daran, wie zum Beispiel die Historiker in einem Gebäude der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ein Institut ihr

eigen nannten, in dem oft gleichzeitig zwanzig Studierende in einem grösseren Wohnzimmer zwischen den paar hundert Bänden der bescheidenen Bibliothek arbeiteten, so geschieht es mit der Absicht, den *Kontrast* zur heutigen Freien Universität augenfällig zu machen. Denn aus dem experimentellen Notbehelf ist inzwischen eine anerkannte und bedeutsame Institution erwachsen. Fanden damals knapp 3000 Studenten Aufnahme, so stieg die Zahl der Immatrikulierten inzwischen auf über 7000. Eine Reihe von Neubauten trug zur Ausdehnung der Kapazität wesentlich bei. Die Mittel dazu flossen gleichermassen aus privaten Stiftungen wie aus dem Etat des Landes Berlin. In unmittelbarer Nähe der juristischen und philosophischen Fakultäten, die einstweilen noch in alten Gebäuden hospitierten, entstand, von der Ford-Stiftung finanziert, ein moderner Bau, der das Auditorium maximum (1200 Plätze), Hörsäle und Institute beherbergt und der von dem elfstöckigen Bibliotheksturm überragt wird. In diesen Mauern sind bisher 120 000 Bände vereint, doch vermag er 750 000 zu fassen. (Daneben verfügt jedes Universitätsinstitut über eine eigene Fachbibliothek.) Ein nach modernsten Gesichtspunkten erbautes anatomisches Institut und die durch eine hohe, gläserne Fensterfront bestimmte Mensa sind die anderen bereits vollendeten Neubauten. Für die nächsten Jahre wird gegenwärtig ein Bauplan auf lange Sicht entwickelt, der dieser Hochschule die Gestalt einer grosszügig angelegten *Hauptstadt-Universität* geben soll.

Wenngleich noch vieles nicht den Kinderschuhen entwachsen ist, können Sie heute an der Alma mater Westberlins ihren Studien nachgehen, ohne von den Mängeln der Improvisation mehr zu spüren als die Erinnerung daran. Wollte man allein nach den äusseren Gegebenheiten urteilen, so entstünde mit Fug und Recht der Eindruck, diese Universität unterscheide sich institutionell im Grunde von keiner, die auf eine lange Tradition zurückblicken kann. Und doch ist hier vieles anders als an den übrigen deutschen Hochschulen.

Wenn Sie Berliner Studenten vom «*Geist der Freien Universität*» sprechen hören, dann haben Sie den Schlüssel zu jener Besonderheit, deren Ursprung in der Gründungsgeschichte liegt und die zu bewahren man sich bemüht. Jene, die keine persönlichen und bewussten Beziehungen zu dieser Hochschule besitzen, halten das Wort leicht für einen pathetischen Slogan, voll der selbstgefälligen Ueberheblichkeit, die in der Geschichte des deutschen Volkes schon manchen Schaden angerichtet hat. Sie treffen weit an der Wirklichkeit vorbei. Was hier obwaltet, ist kein Pathos, sondern nüchterner Ausdruck des Bewusstseins, die Universität dürfe sich

unter keinen Umständen einschliessen in den «Elfenbeinturm der Wissenschaft», sofern sie sich nicht politischem Missbrauch aussetzen und wesentliche Teile ihrer sozialen Funktion einbüßen will.

Studentisches Mitspracherecht

Nach den Erfahrungen des Schweigenmüssens in totalitär gelenkten Staaten haben es sich die Schöpfer der Satzung für die Studentenschaft nicht nehmen lassen, den *Anspruch auf Mitsprache* in hochschulpolitischen Fragen rechtlich zu verankern. Im Gegensatz zu anderen deutschen Hochschulen haben im Senat und im Kuratorium der Freien Universität die Studenten Sitz und Stimme. Kein Rektor hat es bisher versäumt, zu wichtigen Sitzungen des Konvents, dem von den Studenten gewählten legislativen Organ der Studentenvertretung, zu erscheinen und mit den Abgeordneten in aller Offenheit zu debattieren. Wie umfassend der Einfluss der Studentenschaft ist, geht aus der Tatsache hervor, dass sie in der Satzung der Universität als «Organ der Universität» bezeichnet wird.

Auch die *Universitätssatzung* unterscheidet sich in einem entscheidenden Punkte von den üblichen Verfassungen: die Freie Universität ist als Körperschaft des öffentlichen Rechtes im Besitze des Privilegs, selbständig mittelbare Landesbeamte (Professoren) zu ernennen. In der auf dem Beamtengesetz des Landes Berlin basierenden Regelung sieht man zu Recht einen richtungweisenden Fortschritt auf dem Wege zur *Autonomie der Hochschule*.

Eines ist also gewiss: man hat in Berlin aus der Not eine Tugend gemacht, man hat über allen Schwierigkeiten nicht vergessen zu experimentieren und, wenn auch keine Hochschulreform, so doch einige Schritte auf dieses Ziel hin zuwege gebracht. Dass auch künftig nicht auf Experimente verzichtet werden soll, beweist die *Abenduniversität*, die hier zum erstenmal in Deutschland, über die blosse Erwachsenenbildung hinausreichend, eingerichtet worden ist. Sie gibt Berufstätigen die Möglichkeit, auf ein vollwertiges Universitätsexamen zuzusteuern, für das sie sechs Semester neben ihrem Beruf arbeiten können, um sich dann einem nur viersemestrigen Vollstudium zu widmen.

Neue Probleme

Schliesslich sollte aber nicht zu erwähnen vergessen werden, dass die Freie Universität Berlin trotz des bisher Erreichten vor *zahllosen Problemen* steht, die es zu lösen gilt. Eines der schwierigsten liegt zum Bei-

spiel in der Raumnot, die der baulichen Ausdehnung enge Grenzen zieht. Gegenwärtig zerbricht man sich den Kopf darüber, wie die geplanten Institute zweckmässig zu arrangieren sind, um den beschränkten Baugrund, der jeweils nur zu 20 Prozent bebaut werden darf, damit der Villencharakter des Vorortes bewahrt bleibt, optimal auszunutzen. Eine andere grosse Sorge — allerdings steht mit ihr die Freie Universität nicht allein — bedeutet das zahlenmässige Missverhältnis zwischen Lehrkörper und Studierenden. Hier gibt es Professoren mit mehr als vierzig Doktoranden! Manche Proseminare werden, obgleich ohnehin schon zweigeteilt, von über sechzig Studenten frequentiert.

Die Berliner selbst zweifeln jedoch nicht daran, dass sie mit ihren Schwierigkeiten zurecht kommen werden, welcher Art und wie gewichtig sie auch sein mögen. Die Ursachen für ihren Optimismus sollte man nicht zuletzt in jenem «Geist der Freien Universität» suchen. Denn wenn auch die Studenten unter den Gründern die Hochschule inzwischen verlassen haben, so wirkt ihr Vermächtnis ebenso lebendig weiter, wie auch die Studentenzeitschrift «colloquium», die den letzten Anstoss zum Aufbruch in die Freiheit auslöste, weiterhin — inzwischen im neunten Jahre — die gelegentlich auch unbequeme Meinung der Studenten Berlins vertritt.

Walter Hahn

Kontakte, Kontakte!

Die Vielfalt der Ausbildungsmöglichkeiten an den Berliner Hochschulen und das abwechslungsreiche Getriebe der Grosstadt täuschen leicht über eine Schwierigkeit hinweg: es kostet Mühe, Verbindung untereinander und nach draussen zu halten. *Kontakte* ergeben sich hier nicht von selbst; man muss sich um sie kümmern. Was anderwärts eine Selbstverständlichkeit ist oder sich zwanglos ergibt, wird hier zum Problem, dessen man sich keineswegs dadurch entledigt, dass man sich mit dem Betrieb auf dem eigenen Hochschulterrain bescheidet. Denn das Bedürfnis nach Berührungspunkten innerhalb und ausserhalb der Stadt, nach einem Heraustreten aus der aufgezwungenen Anonymität ist gross.

So kommt auch den *Institutionen*, die sich die Pflege solcher Kontakte zur Aufgabe gesetzt haben, eine besondere Bedeutung zu. Träger der auswärtigen Beziehungen sind vor allem die *Aussenreferate* der Studentenvertretungen, für die bei der Technischen Universität eine Art Zentrale entstanden ist. Wer von Berlin ins Ausland reisen will, wendet sich hierher, sei es, um an einem der organisierten Reiseprogramme teilzunehmen, oder am Praktikantenaustausch, sei es, um im gecharterten Autobus oder Flugzeug billig und bequem nach Westen zu gelangen. Und was von «draussen» kommt, studentische Gruppen aus den Ländern aller Kontinente oder einzelne Besucher, wird ebenfalls von hier aus betreut und durch Berlin geschleust. Bis auf einige wenige festangestellte Sekretärinnen wird diese ganze Organisation von freiwilligen studentischen Mitarbeitern getragen — und sie funktioniert gut. In

die Zuständigkeit der Aussenreferate gehört auch, in Zusammenarbeit mit den Amtsstellen, die Vorbereitung und Durchführung des *Internationalen Hochschul-Ferienkurses*, der in diesem Jahr zum sechstenmal veranstaltet wird.

Eine Kontaktstelle ganz anderer Art ist das *Internationale Studentenheim* in Eichkamp, das ganz aus der Initiative einiger Studenten entstand und heute eine einzigartige kleine internationale Studentenrepublik ist, die von den in Berlin studierenden ausländischen Kommilitonen gemeinsam mit den dort wohnenden Berliner Studenten selbst verwaltet wird. Ein Programm von Vorträgen, Diskussionen, Ausstellungen bringt auch die Studenten aus der Stadt als Gäste dorthin und macht Eichkamp damit zu einem lebendigen Zentrum der internationalen Begegnung.

Am Anfang aller Beziehungen steht aber immer das Wissen um einander. Das gilt für die 15 000 Studenten der Hoch- und Fachschulen innerhalb Westberlins wie für die Studentenschaften der Länder. Für beide Ebenen sind in Berlin *Publikationsorgane* entstanden: das «*colloquium*», 1947 gegründet, ist heute die *Studentenzeit-schrift* für alle Westberliner Hoch- und Fachschulen; im gleichen Haus und in enger Zusammenarbeit mit dieser Publikation entsteht der «*Studentenspiegel*», der in vier Ausgaben (Englisch, Französisch, Spanisch, Deutsch) Nachrichten aus dem Hochschul- und Studentenleben sammelt, mit mehr als 350 Studentenzeitungen in aller Welt in Verbindung steht und im Auftrag der Internationalen Studentenkonferenz arbeitet. Auch die beiden Berliner *Rundfunkanstalten* — die deutschsprachige amerikanische Rundfunkstation RIAS und der Sender Freies Berlin — machen sich durch regelmässige wöchentliche *Hochschulfunksendungen* um die Publizierung der studentischen Anliegen verdient und erreichen mit diesen Sendungen zugleich auch die Hörer in der sowjetisch besetzten Zone. Der RIAS sendet überdies regelmässig seine «*Funk-Universität*», in der Kapazitäten der Wissenschaften aller Disziplinen zu klar gegliederten Themenkreisen Stellung nehmen.

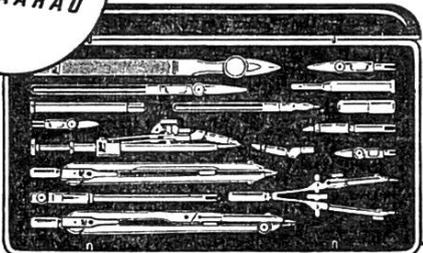
Dies sind nur Andeutungen um die vielfältigen Bemühungen, Kontakte zu pflegen und Interesse zu wecken. Es bliebe noch vieles zu berichten, wie etwa die gelegentlichen Vortragsreihen von Professoren der Freien Universität für die Bevölkerung, die Veranstaltungen der *Ernst-Reuter-Gesellschaft* (des im vergangenen Jahr gegründeten Freundes- und Fördererkreises der Freien Universität), in denen prominente ausländische Politiker und Wissenschaftler zu Wort kommen. Aber das führt aus dem studentischen Sektor schon hinaus in das Leben und die Spannungen der grossen eingegengten Stadt Berlin, für die jeglicher Kontakt in jeglicher Sphäre brennende Notwendigkeit ist.

Eleonore Ditzén



Kern
AARAU

Reisszeuge, einzelne Instrumente & Ersatzteile



PAPETERIE



Stutz & Wirtz
SÖHNE

ZÜRICH 6 UNIVERSITÄTSTRASSE 13
Telephon (051) 28 42 44

DISSERTATIONEN

In erstklassiger Qualität:

Moderne Schriften in bestem Zustand, holzfreies Papier, holzfreie Umschlagkartons.

Zu konkurrenzlos billigen Preisen:

Bester Buchdruck bei einfachen Arbeiten normalerweise nicht teurer als Photodruck oder Spezialvervielfältigung. Günstige Zahlungsbedingungen.

Spezialität: Schwierige Arbeiten:

Dissertationen mit chemischen und mathematischen Formeln, griechischen und phonetischen Zeichen. Monotypesatz. Billigste Clichépreise. Photodruck.

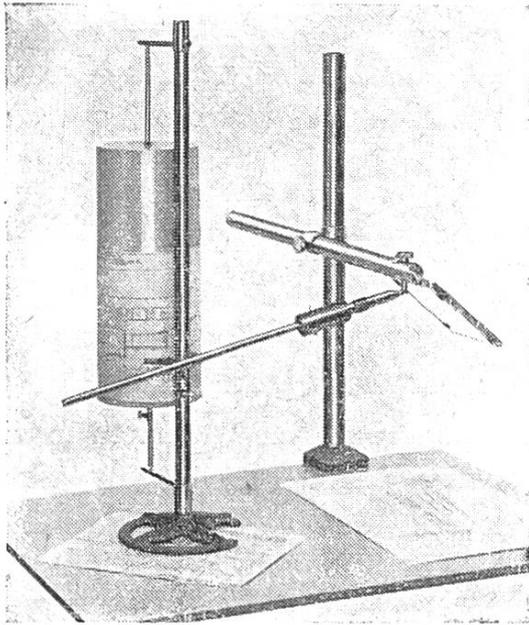
Wir nehmen Ihnen alle Mühe ab:

Eingehende Beratung. Jedes Manuskript wird gründlich vorbereitet und einer Druckerei übergeben, die auf Ihrem Gebiet spezialisiert ist. Sehr gute Korrekturabzüge, so dass Ihnen das Korrekturlesen recht wenig Mühe macht.

Verlangen Sie Muster, eine unverbindliche Besprechung in Zürich, oder senden Sie uns für einige Tage Ihr Manuskript zur Offertstellung.

Verlag P. G. Keller Winterthur

Weinbergstrasse 51, Tel. (052) 2 38 92



*DER NEUE
FORSTER-
PERSPEKTIV-
AUTOMAT
1955*

stellt eine umwälzende Neuerung in der Herstellung zentral-perspektivischer Zeichnungen aus Grund- und Aufriss dar. Seine ausserordentliche Leistungsfähigkeit beruht auf der Verwendung eines optischen Systems, denn der Lichtstrahl arbeitet rascher und genauer als die beste Mechanik. Es sind weder Fluchtpunktskonstruktionen, noch Hilfslinien oder Massablesungen notwendig. Man stellt lediglich die gewünschte Höhe auf dem Aufriss ein und tastet mit einem Fadenzug den Grundriss ab, wobei augenblicklich auf der Zeichenebene die entsprechenden Perspektivpunkte erscheinen. Durch Verbindung dieser Punkte — auch beliebiger Kurven — erhält man das fertige Bild. Man kann nach Belieben vergrössern oder verkleinern und ist frei in der Wahl der Bildgrösse. Selbst die grössten Pläne lassen sich in die Perspektive übertragen, trotzdem beansprucht der Apparat nur wenig Platz und kann auf jedem Zeichentisch aufgestellt und rasch demontiert werden. Ueberzeugen Sie sich selbst durch die Teilnahme an einer

unverbindlichen Vorführung

Gebrüder Scholl AG

Zürich Poststrasse 3 beim Paradeplatz Tel. 23 76 80

Die Deutsche Hochschule für Politik

Ein helles vierstöckiges Gebäude. Sachliche Front, am Portal eine Messingtafel: das ist die jüngste im Kreise der sieben Westberliner Hochschulen und Universitäten, die *Deutsche Hochschule für Politik*, unter Eingeweihten kurz DHfP genannt. Im kommenden Januar wird sie genau sieben Jahre alt.

Eigentlich sollte diese Hochschule schon im Sommer 1948 das Licht der Welt erblicken, und zwar zum hundertjährigen Gedenken an die 48er Revolution. So hatten es jedenfalls die Berliner Stadtverordneten am 18. März dieses Jahres in feierlicher Sitzung beschlossen. Aber dann machte die Blockade einen Strich durch die Rechnung. Die Vorarbeiten gerieten ins Stocken, und erst im Januar 1949 konnte die DHfP schliesslich ihre Tore öffnen, zwei Monate später als die *Freie Universität*. Hier wie da standen die Anfänge im Zeichen der Notlösung und Improvisation. In Dahlem zog man mit geborgten Stühlen von einer Vorlesung zur anderen. Zur gleichen Zeit sassen die ersten Jünger der Wissenschaft von der Politik, in enge Schulbänke gezwängt und in dicke Mäntel gehüllt, in den fensterlosen Klassenräumen einer Mädchenschule in Charlottenburg. Die Mensa — unentbehrlich wegen der «Schülerspeisung» — war in einem benachbarten Restaurant untergekommen, die Bibliothek, besser ein paar zusammengetragene Bücherbestände, wiederum an einem dritten Ort.

Mut zum Experiment

Das war das erste Semester. Der folgende Sommer, von den frierenden «Insulanern» sehnlich erwartet, brachte nicht nur das Ende der Berliner Blockade, sondern auch den ersten Umzug der DHfP. In einem Bürogebäude in Halensee waren einige Etagen frei geworden. Dort traf man während der nächsten sechs Semester neben anderen Firmennamen ein Schild: Deutsche Hochschule für Politik. Dann kamen die Möbelwagen zum drittenmal vorgefahren. Im Mai 1952 wurde das *eigene Haus* in der Badenschen Strasse festlich eingeweiht. Aber schon das zweite Quartier war ein Lichtblick für die Studenten der politischen Wissenschaften, nicht nur wegen der Nähe einiger Kinos am Kurfürstendamm. Man sass jetzt in eigenen Hörsälen und freundliche Seminarräumen. Die Bibliothek musste neue Regale aufstellen. All dies zeigte auch im Hochschulbetrieb die allgemeine *Aufwärtskurve* an. In den Vorlesungen herrschte

allerdings zu jener Zeit eine qualvolle Enge. Der Andrang war gerade in den Anfangssemestern aussergewöhnlich stark, 750 Studenten und Gasthörer hatten sich gleich bei der Eröffnung der DHfP eingefunden. Einige hofften auf ein Stipendium. Für andere sollte dieser Schritt nur eine Uebergangslösung sein. Die meisten jedoch, viele von ihnen ehemalige Kriegsteilnehmer oder Studenten aus dem sowjetischen Besatzungsgebiet, waren aus Begeisterung für eine neue Sache gekommen — und mit dem Mut zum Experiment.

Die alte Hochschule 1920—1933

Ein Experiment nämlich war der Versuch, in Berlin wieder die *politische Wissenschaft* anzusiedeln, nachdem sie 1933 ihre erste Lehr- und Forschungswerkstätte in Deutschland verloren hatte. Sie lebt heute in der Erinnerung als die «alte» *Berliner Hochschule für Politik*, die in den Jahren 1920 bis 1933 am Schinkelplatz, mitten im Herzen des historischen Berlin beheimatet war. *Ernst Jäckh*, heute Professor an der Columbia-Universität in New York, hatte sie, einer Anregung *Friedrich Naumanns* folgend, ins Leben gerufen. Es war eine sogenannte «freie» Hochschule, durch private Initiative entstanden und überwiegend aus privaten Stiftungen finanziert. Wie die Pariser «Ecole libre des sciences politiques» nach der Niederlage von 1871, so sollte auch die erste Hochschule für Politik in Deutschland die Lehren aus einem Zusammenbruch ziehen und « die Deutschen in der Führung ihrer öffentlichen Angelegenheiten geschickter machen.» So hat der damalige Direktor und Studienleiter ihre Aufgaben einmal umrissen. Es war Friedrich Naumanns Schüler *Theodor Heuss*, der jetzige Bundespräsident. In den Vorlesungsverzeichnissen der Jahre 1920 bis 1933 liessen sich noch manch klangvolle Namen entdecken. Moritz J. Bonn, Adolf Grabowsky, Paul Tillich, Goetz Briefs, Sigmund und Franz Leopold Neumann lehrten früher am Schinkelplatz politische Wissenschaften, und mancher Student wiederum hat damals in ihren Vorlesungen und Seminaren gesessen, der heute in der Politik eine Rolle spielt. Otto Grotewohl und Franz Neumann zum Beispiel, zwei bekannte Namen aus der Nachkriegszeit, sind Schüler der «alten» Hochschule gewesen. Jetzt wirken sie freilich in sehr verschiedenen Lagern, der eine als Chef der SED-Regierung jenseits des Brandenburger Tors, der andere als Vorsitzender der Sozialdemokraten in West-Berlin. Im europäischen Seminar und in den russischen Kursen sah man einen jungen Amerikaner namens George F. Kennan, den späteren aus-

senpolitischen Berater Präsident Trumans und massgeblichen Vertreter der «Eindämpfungspolitik». Er war einer der vielen ausländischen Gast-Studenten, die damals in grosser Zahl an der Hochschule für Politik studierten. Mit 120 Hörern hatte sie ihre Arbeit begonnen. Mit 2073 Studenten und Gasthörern schloss das Wintersemester 1932/33, das letzte der «alten» Hochschule für Politik. Den nationalsozialistischen Machthabern war eine unabhängige Lehre und Forschung der politischen Wissenschaft ebenso unerwünscht wie heute der kommunistischen Diktatur.

Die neue Hochschule seit 1949

In enger Nachbarschaft mit dem Schönenberger Rathaus am Rudolf-Wildeplatz, seit der Spaltung Sitz von Senat und Abgeordnetenhaus des freien Berlin, lebt jetzt die DHfP, und schon dieser Ort deutet an, dass sich zwischen damals und heute vieles gewandelt hat. Doch nicht nur die äussere Szene wechselte. In der Form des Studiums, im Aufbau der Lehrpläne und im Bild der Studentenschaft bestehen ebenfalls *grundlegende Unterschiede* zwischen der alten und der neuen Hochschule für Politik. Auch am Schinkelplatz hatte es eine besondere akademische Abteilung gegeben, die ihre Studenten nach mindestens drei Semestern mit einem Diplom entliess. Dieses Studium war zur Ergänzung benachbarter Disziplinen gedacht, vertrat aber keine eigene Fakultät. Im Vordergrund stand damals Abendstudium der politischen Wissenschaften, das Hörern aller Berufe und Bildungsschichten offen stand. Die DHfP hat die Wissenschaft von der Politik weiter zum *akademischen Lehrfach* entwickelt, einer Wissenschaft, die die geschichtlichen, soziologischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und theoretischen Tatsachen des politischen Lebens zur einer eigenen Standortlehre systematisch zusammenfasst und unter ihren spezifisch politischen Gesichtspunkten betrachtet: «dem Erwerb, dem Gebrauch und Verbrauch der Macht». Zu diesem Zweck ist die DHfP in sieben verschiedene Abteilungen gegliedert. Prüfungsfächer sind Theorie der Politik, Empirie der Politik und Aussenpolitik. Ihre Studenten durchlaufen ein geschlossenes Studium von acht Semestern mit Aufnahme-, Zwischen- und Abschlussexamen. Sie können danach an der Freien Universität promovieren, gleichfalls im Hauptfach Wissenschaft von der Politik. Das schreibt sich so einfach hin, und doch ist die Entwicklung vom Abendstudium zur selbständigen Fakultät ein Weg ohne Vorbild gewesen, in der Hochschule selbst leidenschaftlich diskutiert, in der Öffentlichkeit vielfach umstritten, heute den Kinderschuhen entwachsen,

vor dem Hintergrund Jahrhunderte alter Tradition noch immer ein Experiment.

Die dieses Experiment in den Januartagen des Jahres 1949 begannen, haben mittlerweile die Hochschule verlassen und bewähren als Journalisten, Mitarbeiter von Parteien, Gewerkschaften oder Wirtschaftsverbänden, als Kommunalpolitiker oder Parlamentsabgeordnete die junge Wissenschaft jetzt in der praktischen Politik. Sie ist kein Stiefkind mehr an den anderen Hochschulen und Universitäten. Auch in Westdeutschland gibt es heute eigene Lehrstühle für die Wissenschaft von der Politik. Aber in Berlin wurde *Pionierarbeit* geleistet.

Rolf Steinberg

Die technische Universität Berlin-Charlottenburg

In der Studentenvertretung der Technischen Universität gilt die Dahlemer Freie Universität immer etwas als das Paradepferd Berlins, zu dessen Errungenschaften die übrigen zwar nicht neidisch aufsehen, die sie sich aber doch für sich selbst wünschen. Was dort im Ansturm der ersten Begeisterung geschaffen wurde, muss hier langsam entstehen, sich gegen Hergekommenes durchsetzen oder auf ihm aufbauen; das in äusserlich alter, klassizistischer Form, aber innen hochmoderne und mit allen Finessen neuzeitlicher Architektur wiederhergestellte Hauptgebäude ist ein Symbol dieser Haltung. Richard J. Neutra, kompromissloser Anhänger des Neuen Bauens, nannte bei einem Besuch der Architekturfakultät — deren Professoren die TU-Bauten projektieren — das wiedererstandene Hauptgebäude einen guten Wurf, in dem man gut arbeiten könne. Aber trotz der sichtbaren *Tradition* ist man auch in Charlottenburg avantgardistisch: eben darin, dass die Technische Universität gleichzeitig Technische Hochschule und Universität ist.

Die TU führt ihre *Geschichte* bis zur Gründung der *Berliner Bauakademie* im Jahre 1799 zurück: 1879 wurde diese Bauakademie mit der Gewerbeakademie zur Technischen Hochschule Berlin zusammengeschlossen. Nach 1945 wurde die Technische Hochschule als *Technische Universität* eröffnet. Damit war nicht nur für das deutsche Hochschulwesen ein Novum geschaffen. Der erste Anstoss zu dieser Entwicklung war von der britischen Militärregierung ausgegangen — in England gibt es keine technischen Hochschulen; akademische Ingenieurwürden werden nur durch

Universitäten verliehen. Ziel der Aufgabenerweiterung, die der neue Rang als Universität mit sich brachte, sollte die Ueberbrückung der Kluft sein, die sich im Laufe der Entwicklung der Technik zwischen Natur- und Geisteswissenschaften aufgetan hatte. Um die Gefahr der Heranbildung einseitig auf Fachwissen festgelegter Techniker zu vermeiden, sollten *geistes-wissenschaftliche Vorlesungen* in den Studienplan aufgenommen werden und so an Stelle «sturer» Techniker allseitig gebildete «Ingenieure» im besten Sinne des Wortes treten — ausgebildet im Sinne der Universitas Litterarum.

Zur Verstärkung dieser Bemühungen wurde 1950 eine *humanistische Fakultät* gegründet, an der alle Studierenden Prüfungen ablegen müssen, die sich, nach einigen Modifizierungen, heute in der Form zwangloser Colloquien abspielen. Prof. Hermann Muckermann, Anthropologe und einer der ersten Dekane der humanistischen Fakultät, nannte einmal drei Aufgaben, die sie zu erfüllen habe: «Die eigentlichen Bildungswerte auszuschöpfen, die in viel grösserer Fülle als manche ahnen, in Naturwissenschaft und Technik liegen; die zweite Aufgabe ist, dass man die Beschäftigung mit Wissensgebieten hinzufügt, die die Welt- und Lebensanschauung des Studenten formen müssen, damit er im späteren Leben als wirklich universal gebildeter Mensch dasteht; und die dritte liegt darin, dass er die Kunst der Selbsterziehung seiner Menschlichkeit individuell und sozial erlernt.»

So ist man an der Technischen Universität bemüht, dem leider häufig leeren Begriff «*Studium generale*» Leben einzuhauchen — und das mit Erfolg. Darauf weisen die Hörerzahlen der humanistischen Vorlesungen und Seminare hin. Dass dahinter die fachliche Ausbildung nicht zurücksteht, ist selbstverständlich. Auch hier ist die Entwicklung nicht festgefahren. Das zeigt ein *Reformplan* für das Studium der Bauingenieure, das mehr als bisher sich von der genau vorgeschriebenen Ausbildung eines Fachschülers entfernen und zu freien Studienformen kommen will. Auch in den übrigen Fakultäten tritt kein Stillstand ein: am 1. April 1952 wurde die Abteilung Bergbau und Hüttenwesen in die Fakultät für Bergbau und Hüttenwesen umgewandelt. Drei Monate später folgte die Abteilung für Wirtschaftswissenschaften; man spricht auch von einer Umwandlung der Abteilung Elektrotechnik in eine Fakultät. Die Fakultät für Bergbau und Hüttenwesen wird demnächst ein neues Gebäude erhalten. Von Architektur-Professor Kreuer entworfen, wird es mit acht Stockwerken das höchste Gebäude des Charlottenburger Hochschulviertels werden. Wenn Sie nach Berlin kommen, ist es vielleicht schon fertig.

Detlev E. Otto

Flüchtlinge und soziale Lage

Die Studenten von Westberlin sind nicht gerade auf Rosen gebettet. Sie meinen, das wäre in der ganzen Welt so? Natürlich, reich sind wir Studenten alle nicht. Und doch ist die Situation der Westberliner Studentenschaft eine besondere, was auf ihre mindestens in Deutschland einmalige *soziale Zusammensetzung* zurückzuführen ist.

Etwa 30 Prozent der rund 12 000 Westberliner Studenten sind nämlich *Flüchtlinge*, politische Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Der Weg nach Berlin war für viele von ihnen der einzig mögliche Weg zum Studium überhaupt. Denn in der SBZ — das ist die hier geläufige Abkürzung für «sowjetische Besatzungszone» —, in der SBZ verweigerte man ihnen die Zulassung zum Studium, sei es wegen ihrer bürgerlichen Herkunft, sei es, weil sie ihre innere Ablehnung des dort herrschenden kommunistischen Systems schon während der Schulzeit nicht verbergen konnten oder wollten.

Andere, die zunächst an einer Universität oder Hochschule des sowjetischen Besatzungsbereiches aufgenommen wurden, gerieten im Verlaufe ihrer Studienzeit in zunehmende innere und äussere *Konflikte*, weil sie sich nicht marxistisch schulen lassen wollten. Sie konnten das von ihnen geforderte unbedingte Bekenntnis zum Marxismus als Grundlage und Richtschnur aller Wissenschaften auf die Dauer ebensowenig mit ihrem Gewissen vereinbaren, wie die Zwangsherrschaft und das Unrecht des politischen Systems der Sozialistischen Einheitspartei (SED, das ist die kommunistische Partei der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands), dem sie als Studenten ergeben zu dienen verpflichtet waren, wie es in den Zulassungsrichtlinien für die Universitäten und Hochschulen der SBZ geschrieben steht.

Darum konnten und können die in der Sowjetzone reichlich vergebenen Stipendien diese Studenten ebensowenig von der Flucht nach Westen abhalten, wie die sachlichen Schwierigkeiten, die nun in Westberlin ihrer unmittelbaren Aufnahme an unseren Universitäten und Hochschulen entgegenstehen.

Natürlich ist hier weder ihre soziale Herkunft noch die politische Ueberzeugung, sondern allein die *fachliche Qualifikation* entscheidend. Als Voraussetzung für die Zulassung zum Studium gilt bei uns das Reifezeugnis (Abitur), das Abschlusszeugnis einer Oberschule. Unter dem Einfluss der SED wurde in der sowjetischen Besatzungszone auch das Schulsystem im Sinne des Marxismus verändert und politisiert. Der fachliche Wert der Schulausbildung in der SBZ entspricht nicht mehr dem der Westberliner und westdeutschen Schulen. Und darum können unsere Universitäten und Hochschulen das Reifezeugnis einer Oberschule der sowjetischen Besatzungszone nicht als gültige Voraussetzung für die Zulassung zum Studium anerkennen. Sie verlangen eine Ergänzungsprüfung in den von den marxistischen Eingriffen besonders betroffenen Fächern, wie etwa Geschichte, Biologie oder Erdkunde. Für die Abiturienten der SBZ, die hier erst mit dem Studium beginnen wollen, bedeutete das ein zusätzliches Schuljahr in Westberlin. Im Augenblick bereiten sich 1000 solcher Studienbewerber in fünfundzwanzig vom Senat des Landes Berlin dafür eingerichteten *Sonderschulklassen* auf die nächste, im Herbst stattfindende Ergänzungsprüfung vor.

Für den gleich anschliessenden Lehrgang des kommenden Jahres sind bereits 3000 Anmeldungen eingegangen — und die Anmeldefrist ist noch längst nicht erreicht!

Kein Wunder, dass unsere Stadtväter Sorgen haben, wie sie diesen zunächst nicht erwarteten Ansturm bewältigen sollen, was ja nicht zuletzt eine finanzielle Frage ist, denn der Unterricht der Ergänzungslehrgänge ist kostenlos, und jeder Absolvent erhält eine monatliche Beihilfe von DM 98.—.

Von den Studenten, die schon mehrere Semester an einer Universität oder Hochschule der SBZ studiert haben, verlangt man nicht, dass sie sich noch einmal für ein Jahr auf die Schulbank setzen, weil ihr Reifezeugnis nicht anerkannt werden kann. Sie werden zunächst immatrikuliert und können dann nach einiger Zeit im Rahmen eines *Colloquiums* ihre Reife und Qualifikation für das Studium an einer unserer Universitäten oder Hochschulen beweisen.

Studentische Selbsthilfe

Die *soziale* Lage dieser ein Drittel der gesamten Berliner Studentenschaft umfassenden Gruppe ist denkbar schlecht. Auf eine Unterstützung ihrer in den meisten Fällen in der sowjetischen Besatzungszone zurückgebliebenen Eltern können sie aus politischen und sozialen Gründen nicht rechnen. Denn durch den erheblichen Kursunterschied zwischen der in der sowjetischen Besatzungszone ausgegebenen deutschen Ostmark und der bei uns und in der Bundesrepublik gültigen deutschen Westmark von 5:1 steigen die von den Eltern aufzubringenden Studien- und Unterhaltskosten für diese automatisch auf das Fünffache. Die Eltern der meisten Studenten aus der sowjetischen Besatzungszone verfügen über kein Einkommen, das es ihnen gestatten würde, solche Beträge aufzubringen. Ueberdies machten sie sich nach den Gesetzen der SBZ strafbar, wenn sie Geld aus dem Währungsgebiet der Sowjetzone in irgendeiner Form nach Westberlin überweisen würden. Dazu kommt, dass viele Flüchtlinge infolge der scharfen Polizeikontrollen innerhalb der sowjetischen Besatzungszone nicht viel mehr nach Westberlin mitbringen können, als was sie auf dem Leibe und in der Aktentasche tragen.

Um in solchen Fällen sofort und ohne zeitraubende bürokratische Umwege helfen zu können, entstand vor etwa fünf Jahren in Westberlin auf Betreiben der Studentenvertreter der Freien Universität eine studentische Institution, deren Arbeit heute allerdings nicht mehr von den Berliner Studenten allein, sondern von der gesamten Studentenschaft der Bundesrepublik und Westberlins getragen wird: das *Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen* (AGSF) des Verbandes Deutscher Studentenschaften.

Sämtliche in Westberlin eintreffenden Flüchtlingsstudenten und monatlich im Durchschnitt 300 bis 400 Kommilitonen, die noch in der sowjetischen Besatzungszone leben, nehmen die Hilfe dieses Amtes in Anspruch. Sie finden im AGSF nicht nur



sachkundige Beratung in sämtlichen Studienfragen und allen möglichen — und vor allen Dingen unmöglichen — Lebenslagen; sie erhalten in wirklich dringenden Fällen auch materielle *Unterstützung* in Gestalt von Kleider- und Lebensmittelspenden oder finanzielle Beihilfen, wenn besondere Not am Mann ist.

Uebrigens: Alle ausländischen Gäste, die sich für die Verhältnisse in der sowjetischen Besatzungszone, speziell im Hochschulbereich, interessieren, finden im AGSF ein *Archiv*, dessen Dokumentenmaterial an Umfang und Zuverlässigkeit wohl von keinem anderen Archiv in Westberlin oder der Bundesrepublik übertroffen wird.

Staatliche Hilfe

Diese studentische Selbsthilfe beschränkt sich auf die Ueberbrückung der Anfangsschwierigkeiten des Flüchtlingsstudenten bis zur Immatrikulation, denn mit diesem Zeitpunkt setzt die *staatliche Hilfe* ein. Aus dem Gefühl einer besonderen Verantwortung für die Jugend der sowjetischen Besatzungszone gewährt der Senat des Landes Berlin allen Studenten, deren Eltern noch in der SBZ beheimatet sind, ein sogenanntes «*Währungsstipendium*» in Höhe von monatlich DM 100.— für die erste Hälfte bzw. DM 120.— für die zweite Hälfte des Studiums. Im vergangenen Jahr waren unter den Westberliner Studenten etwa 3000 Empfänger von solchen Währungsstipendien, deren einzige Voraussetzung eine in jedem Semester abzuleistende *Fleissprüfung* ist. 3 500 000 DM hat das Land Berlin im vergangenen Jahr für diese Währungsstipendien aufgebracht.

Eine kleine Gruppe der Flüchtlingsstudenten wird nicht vom Senat des Landes Berlin, sondern aus Bundesmitteln nach dem Lastenausgleichsgesetz mit *Ausbildungsbeihilfen* versorgt, deren monatliche Höhe über dem der Währungsstipendien liegt. Ueber der Sorge für die Flüchtlingsstudenten hat der Senat unserer Stadt aber die eigenen Landeskinder nicht vergessen. Nur etwa ein Drittel der Eltern der nicht aus der SBZ stammenden Studenten unserer Stadt ist in der glücklichen Lage, das Studium ihrer Kinder selbst finanzieren zu können. Für die bedürftigen, aus Westberlin oder der Bundesrepublik stammenden Studenten hat darum der Senat das sogenannte *Sozialstipendium* eingerichtet. Es unterscheidet sich vom Währungsstipendium angenehm in der Höhe, denn die monatliche Stipendiumsumme beträgt DM 110.— für die erste Hälfte, DM 130.— für die zweite Hälfte des Studiums. Ein weniger angenehmer Unterschied gegenüber dem Währungsstipendium ist allerdings die Vorschrift, dass Sozialstipendien in jedem Falle nicht vor dem zweiten Semester gewährt werden dürfen. Ausserdem richten sich die Sozialstipendien nach der Höhe des Einkommens der Eltern, das bei den Währungsstipendiaten aus den genannten politischen Gründen unberücksichtigt bleibt. Voraussetzung für die Gewährung des Sozialstipendiums ist ebenfalls eine in jedem Semester abzulegende *Fleissprüfung*. 1500 Berliner Studenten haben im vergangenen Jahr Sozialstipendien in einer Gesamthöhe von knapp 2 Millionen DM erhalten.

Was Sie besonders interessieren wird: Auch an *ausländische Kommilitonen*, die an unseren Universitäten und Hochschulen studieren, werden Stipendien vergeben. Allerdings ist der freundliche Spender in diesem Falle nicht der Senat des Landes Berlin, sondern der Bundesminister des Innern. Verlangt wird, dass die Gäste schon längere Zeit an einer Berliner Hochschule immatrikuliert sind, dass sie in zwei *Fleissprüfungen* ihre wissenschaftliche Qualifikation beweisen und ihre finanzielle Notlage überzeugend darlegen können.

Währungs- und Sozialstipendien zusammengenommen, hat der Senat von Berlin im vergangenen Jahr rund DM 5 500 000.— für die Unterstützung seiner Studenten zur Verfügung gestellt. Das übertrifft im Verhältnis die entsprechenden Aufwendungen jedes anderen deutschen Landes der Bundesrepublik — obwohl das Land Berlin infolge seiner exponierten politischen Lage sich selbst in grösster wirtschaftlicher Not befindet.

Arbeitsvermittlung und Selbsthilfe-Institutionen

Jetzt werden Sie vielleicht fragen: «Warum helfen sich die Berliner Studenten eigentlich nicht selbst? Viele von uns arbeiten doch auch während der Ferien und verdienen sich das Geld für ihr Studium!»

Sehen Sie, das ist in Berlin nicht so einfach wie vielleicht in Ihrem Land oder zum Beispiel auch in der deutschen Bundesrepublik. Trotz der Anstrengungen der Bevölkerung unserer Stadt und trotz der Berlin von der Bundesrepublik und dem Ausland ständig zufließenden Finanzhilfen hat die *Wirtschaft* unserer Stadt, der man das Hinterland geraubt hat, mit so ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, dass es noch nicht möglich war, alle Arbeitssuchenden unterzubringen. Bei 150 000 Arbeitslosen einer — halben — Stadt von 2,4 Millionen Einwohnern ist es für einen Studenten — also einen ungelerten Arbeiter — nicht ganz einfach, einen für die Finanzierung des Studiums ausreichenden Nebenverdienst zu finden.

Dass auch die Berliner Studenten sich nicht vor der Arbeit scheuen, mögen sie schon daraus ersehen, dass etwa 50 Prozent von ihnen bei einer der beiden *Arbeitsvermittlungen* — «TUSMA» oder «Heinzelmännchen» — als Arbeitssuchende eingeschrieben sind und von dort ständig zu Gelegenheitsarbeiten vermittelt werden.

Aber auch auf anderen Gebieten haben die Berliner Studenten ihre Sache mit Erfolg in die eigene Hand genommen und eine ganze Reihe *sozialer Selbsthilfe-Institutionen* ins Leben gerufen.

Das ist zum Beispiel die Einrichtung des *Studentenwerks*. Wir haben zwei davon in Berlin, das eine bei der Freien Universität, das andere bei der Technischen Universität. Doch werden auch die Studenten der übrigen Berliner Hochschulen von einem der beiden Studentenwerke mitbetreut. In Zusammenarbeit mit den *Sozialreferaten* der Studentenvertretungen kümmert sich das Studentenwerk um die sozial besonders bedürftigen und kranken Studenten. Die Studentenwerke vermitteln Spenden von dritter Seite, sie verteilen u. a. Kleider, Lebensmittel und können in dringenden Notfällen auch kurzfristig kleinere Darlehen vergeben.

Vor allem auf Betreiben der Studentenschaft entstand die mit grossem Erfolg arbeitende *Studentische Darlehenskasse Berlin*. Hier werden grössere, langfristige Darlehen vor allen Dingen an Examssemester und Examenskandidaten verteilt. Voraussetzung ist allerdings, dass die Bewerber zwei in Westberlin oder der Bundesrepublik ansässige Bürgen benennen können. Das gilt auch für die ausländischen Studenten unserer Universitäten und Hochschulen.

Und nicht zuletzt geht auch die *Studentische Krankenversorgung* auf studentische Initiative zurück. Berlin hat eine eigene studentische Krankenkasse, der alle Universitäten und Hochschulen angeschlossen sind. DM 21.— bringt der einzelne Student im Semester für diese Krankenversorgung auf, einschliesslich der Versicherung gegen Unfälle im Universitätsgelände. Dafür übernimmt die Krankenversorgung 80 Prozent der entstehenden Behandlungskosten und Aufwendungen für Medikamente.

Gisela Jungblut

Kunsthochschulen mit zwei Gesichtern

Jetzt wird es beinahe ernst: wir betreten den geheiligten Boden der *Schönen Künste*. Wieso ernst? Lieber Kommilitone von «draussen», wisse: hier bei uns ist jegliche Kunst eine Sache der Weltanschauung! Man ist immer dafür oder dagegen, ist immer Partei, immer Gläubiger oder Ketzer, niemals nur Geniesser, nur Konsument.

Beweis (aber das haben Sie sicher schon selbst bemerkt): die Plakate! Hierzulande siedelt die Kunst nicht auf der Strasse, sondern nur in festen Häusern, in den sakrosankten Bezirken der Museen, der Intimität der Galerien. Dort aber — und in den Konzertsälen — gedeiht sie, umhegt von gläubigen Gemeinden, sehr gut. Die Popularität ihrer Entwicklungsträger, der Kunstschulen, jedoch bleibt gemeinhin auf die Anlässe begrenzt, bei denen sie Sensationen bieten: Aergernis oder Amusement.

Letzteres freilich ist Ausnahme. An den Berliner Stätten der Kunst-erziehung wird ernsthaft und solide gearbeitet, wird Wert gelegt auf künstlerische Qualität. Die Namen ihrer Leiter und Lehrer bieten dafür Gewähr. Sie haben zum grossen Teil internationale Geltung, verkörpern an der Hochschule für Bildende Künste etwa mit Max Pechstein, Schmidt-Rottluf und dem jüngst verstorbenen Direktor diese Akademie, *Karl Hofer*, die letzte Repräsentanz des schon klassischen deutschen Expressionismus, oder mit den Plastikern Hans Uhlmann, Karl Hartung, Bernhard Heiliger Vertreter der jüngeren Avantgarde von Bedeutung, oder mit Renée Sintenis und Richard Scheibe singuläre Künstlerpersönlichkeiten von hohem Rang. Max Taut und Paul G. R. Baumgarten, führende Architekten, beide haben Professuren für Architektur, durch die diese Abteilung der Hochschule, mit Professor Hans Scharoun namhaft vertreten an der benachbarten Technischen Universität, gewichtig ergänzt wird. Es sind nur einige, die hier herausgegriffen werden; unberücksichtigt bleibt dabei das ganze grosse Gebiet der «Angewandten Kunst», das sich, wie hier, so auch in der «Meisterschule für das Kunsthandwerk» und in der «Meisterschule für Graphik und Buchgewerbe» geschaffen hat. Das Gleiche gilt für die Hochschule für Musik, die unter der Leitung von Boris Blacher steht und unter anderem Hans Erich Riebensahm, Gerhard Taschner, Gerhard Puchelt, Ernst Pepping und Walter Ludwig zu ihren Lehrern zählt.

Von der ernsten und fast nüchternen Arbeit in den grossen kühlen Ateliers der Hochschule für Bildende Künste und in den Proberäumen der Musikhochschule weiss man wenig in der Stadt. Ihre Popularität verdan-

ken sie anderen Faktoren: die Hochschule für Musik trat ins Bewusstsein der Öffentlichkeit erst mit ihrem Konzertsaal-Neubau, der auch vom musikalischen Banausen nicht zu übersehen ist. Erbaut im vergangenen Jahr zwischen beiden Kunsthochschulen von Professor Baumgarten, geschmückt mit einem grossen abstrakten Foyer-Wandbild von Theodor Werner und mit einer Plastik von Hans Uhlmann, blieb er bis heute Gegenstand heftiger Polemik, deren Variationsbreite von Aeusserungen wie: «Architektur von internationalem Rang» bis zur schon zum Schlagwort gewordenen «Musikgarage» reicht. Gleichviel: die Musik hat mit diesem Neubau wieder ein Podium, die grosse Gemeinde ihrer Freunde wieder ein Zentrum.

Das öffentliche Interesse an der Hochschule für Bildende Künste ist positiver Natur, wenn auch freilich ebenfalls der eigentlichen Bedeutung der Hochschule nicht adäquat. Einmal im Jahr nimmt die Alma Mater Artium Bellarum die ganze Stadt in ihr weites Herz. «Zinnober» heisst das Stichwort, und was das ist, weiss in Berlin fast jedes Kind. Das Haus steht Kopf — Berlin steht Schlange — an den Einlassschaltern, und vor allem die Studenten der anderen Hochschulen geben sich hier in den fünf tollen Nächten der Faschingszeit ein Stelldichein. Des «karierten» und «schrägen» und «kosmotronen» Zinnobers Ruf bei den Moralisten ist schlechter, als er es verdient: man freut sich da unbefangen an kleinen Freiheiten, ist mehr laut als draufgängerisch, mehr ausgelassen als bedenkenlos. Und jener abgebissene Daumen, der zum Beweis der Verrohung und Haltlosigkeit westlicher Jugend die Runde durch die Presse des Ostsektors machte, war gar nicht ab, sondern nur angebissen und kam nicht aufs Konto der einladenden Hochschüler. Die haben zumeist am wenigsten vom Vergnügen, denn für sie ist die Veranstaltung dieses Festes eine sehr ernstzunehmende Angelegenheit. Die Ausgestaltung und das Arrangement sind Teil ihrer künstlerischen Arbeit in den Klassen, das gesamte Unternehmen aber dient dem Zweck, den mageren Unterstützungsfonds für die 640 Studierenden aufzufüllen und ihnen selbst ein paar Mark zusätzlich zum schmalen Etat zu geben. Geld haben sie nämlich fast alle nicht, und die Anschaffung des notwendigen Arbeitsmaterials ist fast immer ein Problem, ganz zu schweigen von der Finanzierung von Studienreisen.

Der «Zinnober» ist das älteste der Berliner Nachkriegs-Faschingsfeste, nicht das einzige. Abgesehen von ein paar Künstlervereinigungen und berufsmässigen Veranstaltern haben sich auch andere Schulen dieser schönen Methode, die Kunst und das Volk zusammenzuführen — und

ihren Sozialfonds aufzufüllen, bemächtigt. Die Meisterschule für das Kunsthandwerk lädt ebenfalls für ein paar Tage zu einer liebevoll ausgeschmückten «Laterna Magica», und die Studenten der Ingenieurschule für Bauwesen beweisen alljährlich mit ihrem «Springenden Punkt», wie nah Kunst und Technik heutigentags miteinander verwandt sind. Anfang Februar schon, zuweilen auch im Januar, geht das Festefeiern los; man kann es also nach Belieben sehr gründlich studieren. Das ist «Kunstgenuss» ohne Verpflichtung zu Kritik und Stellungnahme, Anschauungsunterricht ohne Theorie mit direktem Zugang zur Empfindung, Weltanschauung ohne Gegnerschaft. Die Begegnung aber mit dem, was hier in dieser Stadt wirklich wächst und geschaffen wird, geschieht nicht auf den lärmenden Festen. Sie findet, wie gesagt, in den kleinen Zirkeln statt, in den Ausstellungen der privaten Galerien, deren einige sich speziell die Förderung des Nachwuchses angelegen sein lassen, und in den teilweise sehr verdienstvollen der städtischen Kunstämter, und sie findet statt in der Berührung mit der Arbeit in den stillen Ateliers, die das ganze Jahr hindurch geleistet wird, wenn das Leben der Stadt wieder gleichgültig an den Toren des Hauses am Steinplatz vorüberfließt.

Eleonore Ditzen

Bauern, Schüler, Edelmänner?

Das deutsche *Korporationswesen* als Mummenschanz — der es ist — abzutun und zur Tagesordnung überzugehen, wäre so vornehm wie dem Problem unangemessen. Die schlagenden und farbentragenden Studentenverbindungen, traditionsreiche Einrichtungen von zäher Lebenskraft, konnten durch die scharfe Gegnerschaft politischer und freier Studentengruppen oder das Gebot der Rektorenkonferenz nach 1945 ebensowenig am Wiedererstehen gehindert werden, wie sie die Satire der Witzblätter vor oder nach dem Zusammenbruch der Monarchie jener Lächerlichkeit auszuliefern vermochte, die, nach dem Sprichwort, töten soll.

In der Auseinandersetzung mit den Korporationen hat man sich stark um der Fragen des Couleurtragens und namentlich des Mensurfechtens willen echauffiert. Dabei ging es aber um nichts als Symbole für eine *politische Grundeinstellung*, ja für eine zutiefst verwurzelte *geistig-seelische Attitüde* zur Welt — zur Gesellschaft, zum Staate, zur Vernunft, und man darf sagen, dass es sich hier um eine Erscheinung handelt, die für die Erkenntnis der deutschen Mentalität von umfänglichster Bedeutung ist.

Der weimarische Minister *von Goethe* schrieb 1791 in einem Gutachten zu den studentischen Raufhändeln und Duellen: «Wer schlägt, gehört dahin, wo man mit Schlägen unterrichtet, und hört auf, ein akademischer Bürger zu sein... und der wie eine Krankheitsgeschichte merkwürdige Burschen-Comment verdiente von dieser Seite eines Kommentars, und man würde sehen, wie man in diesem abenteuerlichen

Gesetz gesucht hat, die Leidenschaften und das Betragen eines Bauern, eines Schülers und eines Edelmannes zu vereinigen.» Man spürt die weite Ferne, fast: willentliche Verständnislosigkeit, des Gutachters zu dem unausgegorenen Wesen der «Burschen» — als welche man freilich zu jener Zeit die studiosi allgemein verstand. Aber deren obgenanntes Charakteristikum traf sehr wohl auch auf die Verbindungen zu, die dann vielfältig seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden. Eine der bedeutungsvollsten war von Anbeginn die *Burschenschaftsbewegung*, die 1815 in Jena ihren Ausgang nahm und geprägt wurde vom «Turnvater» Jahn und Heimkehrern aus dem gegen Napoleon bewährten Lützowschen Freikorps, von einem romantischen Nationalismus mithin. Man muss Romantiker sein, um die Romantik derer durchschauen zu können, die nicht mit der Vernunft auf Du zu stehen vermögen, die mit dem Gefühl gegen den Geist marschieren. Der Dichter *Novalis* hat das mit Klar-sichtigkeit ausgedrückt: «Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler als das Ideal der höchsten Stärke; des kräftigsten Lebens, das man auch das Ideal der ästhetischen Grösse benannt hat. Es ist das Maximum des Barbaren und hat leider in diesen Zeiten der verwildernden Kultur gerade unter den grössten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tier-Geist, eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat.» So weit der Dichter der «blauen Blume».

Noch im Jahre 1848 konnte die korporationsstudentische Bewegung einen aufbrechenden Elan ihr eigen nennen, aber von der Gründung des Kaiserreiches 1871 an mussten die Burschenschaften und die Corps zum grössten Teil zur *politischen Reaktion* gerechnet werden. «Politische» Reaktion — ein solches Wort muss hier mit Vorbedacht angewandt werden und dient lediglich zur äusseren Kennzeichnung. Denn das eigentlich Bemerkenswerte am korporationsstudentischen Gedankengut ist seine schlechthin *apolitische Grundlage*, und schwerwiegend wird die Rolle bestimmter Korporationen im Staat eben durch den Einbruch des Apolitischen in die Politik. Eine Emotionalität ist hier bestimmend, die freilich zu unschöpferisch ist, als dass sie ins Künstlerische zu sublimieren wäre, die, hausbacken, sich nicht rauschhaft zu entrücken, sondern (allenfalls im Alkoholrausch) sich mit der Vorstellung einer entrückten Vergangenheit jetzt und hier ins Praktikable zu wenden strebt, Spiessertum mit idealistischem Anspruch und handfestem Machtwillen. Daher noch die Agitation für den Schemen eines Grossdeutschen Reiches, die grundehrliche Gegnerschaft zur parlamentarischen Demokratie, die Förderung des Nationalsozialismus, der

Ihre Diss.

**liefert in einwandfreiem Buchdruck, jedoch
billiger als im Photodruckverfahren (!)**

A. SCHAUB Hardturmstr. 348 Zürich

Postkarte genügt

Antisemitismus — nachdem doch der Ausgang des Ersten Weltkrieges unübersehbare Lehren erteilt hatte. Dies alles: eine Seite der «deutschen Innerlichkeit», die Nachtseite.

Man muss um Nachsicht bitten, wenn man derartige Erörterungen einzuflechten wagt; sie sind weniger dazu bestimmt, eine kleine Gruppe — die schlagenden Verbindungen machen nach eigenen Angaben heute kein Zehntel aller Studierenden aus; die Altherrenschaft ist sechsmal so stark wie die Aktivitas — blosszustellen, als einen aphoristischen Hinweis auf ihre *phänomenologische Merkwürdigkeit* zu geben. Viel stärker als die radikalen Verbindungen sind die zahlreichen nicht schlagenden oder auch nicht farbentragenden Verbindungen, die allein in der starken katholischen Gruppe eine Skala von farbentragenden bis zu ausgesprochenen Reformverbänden umfassen. Entsprechend gibt es hier auch eine grosse politische Variationsbreite — eine politische Festlegung der Mitglieder von oben her findet sowieso nicht statt, man kann also nur von der politischen Gesamthaltung ausgehen; und die Prüfungszeit des Totalitarismus haben einige von ihnen in der Résistance bestanden.

Den Verbindungen steht ein weites Feld anderer *Vereinigungen* gegenüber, das sich von den konfessionellen Studentengemeinden bis zu philosophischen Zirkeln, von sozialen Selbsthilfeorganisationen bis zu Hochschulgruppen der politischen Richtungen — der Liberalen, der Sozialisten, der Christlichen Demokraten — und von machtvollen Organisationen, die auch noch übernational zusammengeschlossen sind, bis zu individualistischen, aber lebenskräftigen kleinen Klubs. Entsprechend vielfältig sind die Betätigungen all dieser Vereine und Gruppen, die in den meisten Fällen — soweit sie irgend staatsbürgerlich bildend wirken — aus dem Bundesjugendplan, einem staatlichen Förderungsfonds, finanziell unterstützt werden. So hat sich zum Beispiel die Evangelische Studentengemeinde in Berlin ein Studentenheim eingerichtet; der Sozialistische Deutsche Studentenbund hält alljährlich zu Ostern hier ein Internationales Seminar; die Studentenbühne des Theaterwissenschaftlichen Institutes der Freien Universität reist zum Kulturfestival nach Montpellier; andere Gruppen tun sich zusammen, um in Flüchtlingslagern mit «kultureller Hilfe» gegen Eintönigkeit und geistige Abstumpfung anzugehen, und in den Klubhäusern der Universitäten halten die verschiedenen Gemeinschaften Aussprachen, Vorträge, Feste ab. Das geschieht oftmals in enger Zusammenarbeit mit dem Allgemeinen Studentenausschuss. Hat sich auch ein Politisches Forum wie an anderen Universitäten an der Freien Universität noch nicht zur festen Einrichtung herausgebildet, so wird es doch ad hoc von Studentenvertretung und Gemeinschaften gemeinsam einberufen, wenn es etwa — wie kürzlich — um solche Fragen wie die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik geht.

Auch in *Berlin* gibt es die verschiedenen Verbindungen. Die schlagenden Verbände werden offiziell nicht zur Kenntnis genommen, und die Zulassungsbestimmungen der Freien Universität schliessen Angehörige solcher Korporationen von der Immatrikulation aus. Diese Klausel ist gegenwärtig Gegenstand eines Berufungsverfahrens vor dem Oberverwaltungsgericht, nachdem sie zunächst bereits einmal als unzulässig erklärt worden war. So klar der Wille der Universitätsgründer im Hinblick auf die Zugehörigkeit schlagender Studenten zur Freien Universität war — Antisemitismus, totalitäre Ziele, neofaschistische Tendenzen gelten unter anderem ebenfalls als ausschliessende Gründe, wie sie die Zulassungsbestimmungen festlegen —, so wenig hat

sich an dieser prinzipiellen Einstellung etwas geändert. Ereignisse wie der Hinauswurf des Rektors aus einem Mensurlokal, in dem er sich persönlich von einschlägigen Betätigung gewisser Studentenkreise überzeugen wollte, haben nicht eben dazu beigetragen, ein besseres Verhältnis zur Freien Universität herzustellen.

Wie weit formale Mittel den gewünschten Zweck erreichen, bleibe dahingestellt, hat es sich doch gezeigt, dass die Fakten meist darüber hinweggehen. Und auch in Berlin bestehen nun einmal schlagende Verbindungen. Dennoch ist die Bedeutung der Korporationen hier geringer als irgendwo anders, dafür sorgt schon der *genius loci*. Eine Grosstadt wie Berlin fördert nicht wie ein verschlafenes Tübingen oder Marburg Romantik und Müssiggang, und selbst im Jahre 1910 ging ein Farnebummel auf dem mächtigen Boulevard Unter den Linden ohne Beachtung unter.

Die grosse Masse der Studierenden hält sich aus dem Streit heraus, wie sie sich von der Bindung an eine bestimmte Gemeinschaft zurückhält. Im Hörsaal sind alle gleich, und wenn sie sich abends in der «Eierschale», Berlins beliebtestem Dixieland-Keller, unbeschwertem Vergnügen hingeben, gibt es auch keine Unterschiede mehr. H. K.

Am Rande des Arbeitsmarktes

Wenn man sich während des Studiums Geld verdienen will — oder muss —, dann wende man sich an die *Kundendienste*. Sie nehmen im Leben der Berliner Studenten eine Sonderstellung ein. Sie beanspruchen einen weit grösseren Platz als ähnliche Einrichtungen an westdeutschen Universitäten und Hochschulen — einen grösseren Platz auch in dem Stundenplan des Studenten und in seinem Etat. Die Gründe dafür sind unterschiedlich: sie liegen in der wirtschaftlichen Situation Berlins ebenso wie in der hohen Zahl der «Oststudenten», die von ihrem Stipendium allein nicht leben können.

Es gibt drei Kundendienste in Berlin: die «*Heinzelmännchen*», der erste in ganz Deutschland, gegründet nach der Währungsreform durch einen Chemiestudenten, sind der Kundendienst der Freien Universität und der kirchlichen Hochschule. Rund 2000 Studenten stehen in ihren Karteien. Fast 4000 sind es in denen der TUSMA — «Telephoniere und Studenten machen alles» —, welche die Technische Universität, die Hochschule für Bildende Künste, die Hochschule für Musik, die Hochschule für Politik und die Pädagogische Hochschule betreut — rund 7000 Studenten insgesamt. Der kleinste der drei ist der Kundendienst «*pro studiosis*». Ihm sind die Fachschulen angeschlossen.

Welche Bedeutung die Kundendienste für die Studenten haben, geht im grossen sowohl aus der Erhebung über die *soziale Lage* der deutschen Studenten hervor, die vom VDS durchgeführt wurde — 71,8 % aller Studenten sind heute neben ihrer wissenschaftlichen Ausbildung in irgendeiner Form erwerbstätig, 59,9 % auch während des Semesters — wie auch im kleinen aus einer Erhebung bei der TUSMA selbst — rund 80 % der dort Arbeitenden sagte nämlich, sie seien ohne «TUSMA-Arbeit» nicht in der Lage, ihr Studium fortzusetzen. Die Zahl der geleisteten Arbeitsstunden schwankt stark, so dass Durchschnittswerte nur ein bedingt richtiges Bild ergeben: Der regelmässig «Tusmierende» arbeitet danach 10 Stunden in der Woche.

Welche *Arbeiten* werden nun ausgeführt? Die Lizenz spricht von Tätigkeiten am *Rande des Arbeitsmarktes* — tatsächlich werden alle nur erdenklichen Tätigkeiten ausgeführt. Die «stumpfsinnigen» stehen an der Spitze, Lagerarbeiten, Verladen, Innentransporte, Aufräumen. Büroarbeiten, Fertigungshilfen, Ordnerdienst, Kraftfahrer, Hilfe im Haushalt und Garten nehmen auch einen grossen Platz ein, aber auch Nachhilfen und Uebersetzungen — durchaus nicht nur in «handelsüblichen» Sprachen. Das Besondere der Kundendienste liegt jedoch in jenen Tätigkeiten, die in ihrer Vielfalt eben nur von einem Kundendienst vermittelt werden können: Aufblasen von Luftballons in einer Ausstellung, Entzifferung des stenographischen Notizbuches der Frau eines Eifersüchtigen, Ausführen von Hunden, Betreuung von Meerkatzen, Stadtführungen von Ausländern durch Berlin und immer wieder Beobachtung von eifersüchtigen Gatten und Nachhausefahren von betrunkenen Autofahrern, die ihren Wagen nicht mehr selbst steuern können. Daneben gibt es gelegentlich auch Arbeitern, die in das Fach des Betreffenden schlagen — technische Zeichnungen, graphische Darstellung usw. Auch für Studentinnen findet sich ein reiches, wenn auch nicht allzu reiches Arbeitsfeld.

Mögen studentische Kundendienste eine aus Not geborene Lösung darstellen — sie sind es — so ist es doch sicher, dass sie dem Studenten mehr bieten als nur die Möglichkeit, Geld zu verdienen — sie führen ihn in die verschiedensten Tätigkeiten, bringen ihn mit den unterschiedlichsten Menschen zusammen, jenen Menschen, mit denen er später im Beruf zu tun haben wird: Als Mitarbeiter, Patienten, Klienten, Menschen, für die er Häuser baut und denen er Maschinen entwirft. Einfühlungsvermögen und Menschenkenntnis sind die Eigenschaften, in denen sich die bei den Kundendiensten Beschäftigten üben können. Mit gutem Erfolg offenbar — das zeigen die zahlreichen Kunden, die den Arbeitsvermittlungen regelmässig ihre Aufträge geben. Ihre Zahl lässt erkennen, dass die Heinzelmännchen, die TUSMA und «pro studiosis» längst über das Stadium provisorischer, auf Zeit geschaffenen Einrichtungen hinausgewachsen sind und dass man sie aus dem Berliner Leben gar nicht mehr fortdenken könnte.

Detlev E. Otto

Studienmöglichkeiten in Berlin

Freie Universität Berlin

Berlin-Dahlem, Boltzmannstrasse 3

Fakultäten: Medizinische Fakultät, Veterinärmedizinische Fakultät, Juristische Fakultät, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, Philosophische Fakultät, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät.

Gebühren: Immatrikulationsgebühr DM 30.—, Grundgebühr je Semester DM 80.—, Honorar für Vorlesungen und Uebungen je Wochenstunde im Semester DM 2.50. Ersatzgeld wird erhoben von den Studierenden des Faches «Leibeserziehung» und beim Belegen medizinischer, zahnmedizinischer und naturwissenschaftlicher Vorlesungen und Uebungen.

Ausländer können an der Freien Universität Berlin unter den gleichen Voraussetzungen wie Inländer eingeschrieben werden. Bewerbungen sind an die Aussenkommission der Freien Universität, Berlin-Dahlem, Boltzmannstrasse 4, zu richten.

Technische Universität Berlin-Charlottenburg

Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstrasse 34

Fakultäten: Humanistische Fakultät, Fakultät für Allgemeine Ingenieurwissenschaften, Fakultät für Architektur, Fakultät für Bauingenieurwesen, Fakultät für Maschinenwesen, Fakultät für Landbau, Fakultät für Bergbau und Hüttenwesen, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften.

Gebühren: Immatrikulationsgebühr DM 30.—, Grundgebühr je Semester DM 80.—, Honorar für Vorlesungen, Uebungen oder Seminare je Wochenstunde im Semester DM 2.50. Für Praktika werden Sondergebühren erhoben.

Ausländer wenden sich an das Akademische Auslandamt der TU Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstrasse 34.

Deutsche Hochschule für Politik

Berlin-Schöneberg, Badensche Strasse 51

Abteilungen: Geschichtliche und geographische Grundlagen der Politik, Politische Rechtslehre, Politische Wirtschafts- und Soziallehre, Innenpolitik, Aussenpolitik und Auslandskunde, Ueberstaatliche Politik und vergleichende Lehre der Herrschaftsformen, Theorie der Politik.

Gebühren: Für alle Vorlesungen, Uebungen usw. DM 60.—.

Für Ausländer gelten die gleichen Bedingungen.

Hochschule für Bildende Künste

Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstrasse 33

Abteilungen: Freie Kunst, Architektur, Angewandte Kunst, Kunstpädagogik.

Gebühren: Immatrikulationsgebühr DM 15.—, Studiengebühr im Sommersemester DM 60.—, Studiengebühr im Wintersemester DM 100.—.

Ausländer können unter den gleichen Bedingungen studieren. Abitur ist nicht erforderlich (mit Ausnahme der Abteilung Kunstpädagogik).

Die *Lebenshaltungskosten* betragen minimal etwa DM 150.— im Monat (einschliesslich Wohnung).

Verbilligte Monatskarten für die öffentlichen Verkehrsmittel; Preisvergünstigungen für Theater.

Mehrere Studentenheime für Ausländer.

Weitere Hochschulen:

Pädagogische Hochschule, Kirchliche Hochschule (evang.), Hochschule für Musik.

Redaktionsschluss für Nr. 6 1. November 1955

Redaktion Uni: Kurt H. Etter
Jacques Keller

Redaktion Poly: Heinrich Haas
Jacques Kopp

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion des «Zürcher Student», Doktor-Faust-Gasse 9, Zürich 6, nicht an die einzelnen Redaktoren.

Preis der Einzelnummer Fr. —.70. Jahresabonnement Fr. 5.—.

Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich 32. Tel. 32 35 27.

Inseratannahme: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37/III., Telephon 23 83 83.

Zuschriften ohne Rückporto werden nicht beantwortet. — Nachdruck von Artikeln nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Redaktion und Quellenangabe gestattet. — Artikel geben die Meinung ihres Verfassers, nicht unbedingt diejenige der Redaktion wieder.

Das Schwarze Brett

100 Jahre Poly

Im nächsten Herbst feiern wir das hundertjährige Bestehen unserer technischen Hochschule. Die Feier soll zu einem Höhepunkt deiner Studentenzeit in Zürich werden. Auch du darfst zu denen gehören, die später einmal sagen können: «Ich war auch dabei, als ...» Dieses Glück verpflichtet aber auch. Merke dir deshalb gut die folgenden Daten:

Mittwoch, den 19. Oktober, eröffnen wir die Feier mit einem Fackelzug vom Poly zum Kongresshaus, wo wir von der Gesellschaft ehemaliger Polytechniker zum Jubiläumsschoppen eingeladen sind.

Donnerstag, den 20. Oktober, besuchen wir die Festaufführung im Schauspielhaus «Wie es Euch gefällt», die uns wiederum die ehemaligen Polyaner bereiten.

Samstag, den 22. Oktober, wollen wir mit einem grossen studentischen Zug durch die Stadt zum Kongresshaus den akademischen Festakt einleiten. Er soll eine würdige Demonstration unserer Verbundenheit mit der Hochschule sein.

Zum Abschluss der Jubiläumsfeiern findet am Abend im ganzen Hauptgebäude der ETH der grösste aller Polybälle statt.

Ich zähle auf deine Teilnahme, denn auch du musst das deine beitragen, damit die Feierlichkeiten uns heutigen Polystudenten zur Ehre gereichen werden.

Robert Winter, Präsident des VSETH.

Studentenheim

Die Betriebskommission des Studentenheimes teilt mit:

Im letzten Wintersemester sind in einer Versammlung des Delegiertenconventes des Verbandes der Studierenden an der ETH verschiedene Fragen über den *Betrieb des Studentenheimes* gestellt worden, die seither von der Betriebskommission geprüft worden sind. Da vor zwei Jahren eine umfangreiche und ausführliche *Betriebsanalyse* durch eine fachlich besonders zuständige Privatunternehmung durchgeführt wurde, und gestützt auf die Ergebnisse dieses Gutachtens mehrere organisatorische Reformen vorgenommen worden sind, erübrigt es sich, zurzeit schon wieder Offerten einzuholen und Gutachten erstellen zu lassen. Im Zusammenhang mit dem *25jährigen Jubiläum* des Studentenheimes, welches Ende Oktober 1955 anlässlich der Centenarfeier der ETH in kleinem Rahmen ebenfalls festlich begangen werden soll, darf auch eine finanzielle Unterstützung des Heimes erwartet werden. Die erhofften Kredite werden gestatten, einige weitere Arbeits- und Spielzimmer einzurichten und eine zum Teil dringend gewordene Erneuerung des Mobiliars vorzunehmen.

Um den Gästen des Heimes in vermehrter Masse die Möglichkeit zur Besprechung von Anliegen zu bieten, ist eine *Sprechstunde* des ständigen Vertreters des VSETH in der Betriebskommission, zurzeit dipl. Natw. *J. Roth*, eingeführt worden (Montag von 12 bis 13 Uhr, Meldung im Büro neben der Mensa I).

Studentische Goldsucherexpedition 300 km nördlich des Polarkreises

Jawohl, du hast richtig gelesen: Unsere dänischen Kommilitonen, zusammen mit finnischen Studenten organisieren diesen Sommer wieder eine Expedition zum Lemmenjokifluss, wo mitten unter finnischen Lappen Gold gewaschen wird. Von

Zürich kannst du den Ausgangspunkt der Expedition, Kopenhagen, per Flugzeug (Charter Z-16) am 12. August erreichen, um dich zusammen mit einer fröhlichen, sportlichen Gemeinschaft während drei Wochen auf die Beine zu machen. Für 520 Dänenkronen fährst du zuerst über 2000 km durch Schweden und Finnland im Zug, um dann per Autobus, Lastwagen, Cajak und schliesslich zu Fuss ins Herz des finnischen Lapplandes zu gelangen.

Diese Expedition ist nicht jedermann zu empfehlen, aber wenn du noch richtiges europäisches Hinterwäldler Frontiergebiet kennen lernen willst, und dich weder einfaches Leben, mit eigenem Schlafsack, nach einer *beschwerlichen* Reise von einzigartigen Erlebnissen davon abhalten, dann ist hier wirklich eine Möglichkeit geboten, dein Glück zu versuchen. Verlange doch den diesbezüglichen Prospekt beim *Auslandamt VSS*, Universitätstrasse 10, Zürich 6, wo du auch noch über eine Fülle anderer Studentenreisen Auskunft erhalten kannst — sogar auch über eine internationales Seminar in Kranj, Jugoslawien, wobei du dich persönlich mit Trygve Lie, dem früheren UN-Generalsekretär, über die Rolle kleiner Staaten aussprechen kannst.

Jus-Student / Studentin

die sich für Praktikum in Anwaltsbüro interessieren, hätten Gelegenheit eine

Substitutenstelle auf Anwaltsbüro

anzutreten. Initiative, fleissige und ehrliche Bewerber/innen, denen es darum geht, die praktische Tätigkeit eines Anwalts kennen zu lernen, telefonieren (051) 27 28 38.

FÜR HERREN . . .

und neuerdings auch

FÜR DAMEN

führen wir interessante modische
Artikel



Bahnhofstr. 16 Zürich Tel. 23 65 45
(Studierende 5 % Rabatt)

Englischkurse

für Fortgeschrittene
und Anfänger getrennt.

Beginn ab 20. September 1955

Dauer 8 Monate, bis 30. Mai 1956

Für 1 Stunde 1 Fr. Kursgeld.

Einmal pro Woche;

18—20 oder 20—22 Uhr.

Bern: Dienstag (zwei Klassen)

Zürich: Montag oder Freitag
(vier Klassen)

Winterthur: Donnerstag.
(zwei Klassen)

Basel: Mittwoch. (zwei Klassen)

**Neu-Aufnahmen jedes Jahr nur
einmal!**

Abends 8—9 Grammatik, Lese-
stücke und schriftliche Uebun-
gen nach Prof. Treyer.

Abends 9—10 mündliche Uebun-
gen für die Alltagskonversation
(damit auch alle Anfänger bald
und richtig englisch reden kön-
nen).

Kursgeld für 8 Monate (70 Stun-
den) total **70 Fr.**, zahlbar am
4. Kursabend. **Lehrbuch 5 Fr.!**

Zweck: Alle müssen im Ma
1956 Englisch verstehen und
richtig reden und schreiben kön-
nen. Auf Wunsch gebe ich **Re-**
ferenzen und **Beweise** dafür.

Sofortige **schriftliche** Anmel-
dungen direkt an mich:

John Honegger, Sprachlehrer,
Chur (Graubünden).

Bitte Namen, Beruf, Wohnort,
nächstes Telephon, ferner Ar-
beitsplatz und **gewünschten Kurs-**
ort angeben.

Jeder einzelne erhält von mir
direkt Bescheid **durch Brief** bis
spätestens 12. September 1955
sofern Aufnahme möglich.



Waffen - Glaser

Zürich Löwenstrasse 42

Gr. Spezialgeschäft Tel. 23 58 25

Chemie

Vorbereitung auf

Propädeutikum

Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1

Tel. 34 50 77

OTTO GRAF

Aerzte- und Spitalbedarf

Zürich 1

Rämistrasse 37

Tel. 24 27 40

Chirurgische Instrumente und Apparate
Verbandstoffe, Laborartikel etc.

Für Studenten: Sezierbestecke, Augen-
spiegel, Otoscope, Stethoscope etc,



Ecke Tannen-
Clausiusstr. 2

Das Fachgeschäft
für

**Zeichen- und
Schreibutensilien**

**Prompte
Besorgung von
Füllhalter-
Reparaturen**